

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 14 (1973)
Heft: 26

Artikel: Wo seid ihr, Njanjas, Njanjuschkas?
Autor: Pokorskij, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095155>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Leserbrief von A. Pokorskij, Regisseur des Volkstheaters in Rjasan

Wo seid ihr, Njanjas, Njanjuschkas?

Aus «Literaturnaja Gaseta» Nr. 38 vom 19. Sept. 1973

Es ist noch gar nicht so lange her, dass ich fast zwei Wochen auf der chirurgischen Abteilung des 4. städtischen Krankenhauses in Rjasan liegen und mich einer schweren Operation unterziehen musste. Mit dem Gefühl tiefer Dankbarkeit denke ich zurück an den Chirurgen, der mich operierte, und an alle Schwestern der chirurgischen Abteilung, die seine Vorschriften genauestens ausführten, insbesondere in den schweren postoperativen Tagen.

Doch ich möchte von etwas anderem reden: Von den unvergesslichen Njanjas (bedeutet nebst «Kinderfrau» auch «Krankenwärterin»; Anm. d. Ueb.) und Njanjuschkas (das Diminutiv dazu), die tags und nachts auf den ersten Ruf hin zum Kranken eilten und die seit urdenklichen Zeiten ganz unabdingbar zu jedem Krankenhaus gehören, angefangen bei der Stammutter der Institution der «barmherzigen Schwestern», Dascha Sewastopolskaja.

Diese Njanjas — Njanjetschi, wie die Kranken sie zärtlich nannten — sorgten sich mit selbstloser, mütterlicher Menschenliebe, mit aussergewöhnlicher Geduld und Feinfühligkeit um den Kranken und erfüllten ihm jeden Wunsch, jede Bitte.

... Das waren die «guten Engel», die alles taten, um einem Menschen zu helfen und ihm den Aufenthalt im Krankbett zu erleichtern. Das war einmal!

So traurig es ist, aber die Institution der Njanjas oder, wie sie in den Kaderlisten der Krankenhäuser trocken genannt werden, der Sanitärerinnen, hat das Zeitliche gesegnet! Die Njanjas sind ausgestorben! Alle sind sie entweder längst pensioniert oder verstorben. Und es ist kein Ersatz da! Der Schichtwechsel der Generationen in einem so äusserst wichtigen Beruf (ja, ja, *Beruf!*) hat leider nicht stattgefunden. Die Jugend mag nicht als Njanjuschkas — Sanitärerinnen — in die Spitäler gehen. («Sanitärerin werden? Kranke besorgen?») Ältere Menschen wären dazu vielleicht noch bereit, aber man verdient zu wenig dabei. Und die Arbeit ist bekanntlich nicht immer dankbar.

Und so kommt ein Krankenhaus statt auf die vorgesehenen zwanzig Sanitärerinnen (Njanjas) mit Mühe und Not auf zwei, drei... Ihnen obliegt dann auch die Sorge um Sauberkeit und Ordnung in allen Abteilungen des Spitals. Die Belastung ist gross. In einem Arbeitstag schaffen

sie es eben gerade, fünf bis sechs Krankensäle so husch-husch sauberzumachen und die Abteilung in relativer Ordnung zu halten. In der Regel ist keine Nachtwache-Njanja da, die sich um die Kranken kümmern würde. Für alle arbeitet selbstlos die diensthabende Krankenschwester. (An solchen fehlt es auch!) So saust sie denn von Saal zu Saal, kommt gerade knapp mit dem Fiebermessen und -notieren und ein paar Dutzend Spritzen zu Rande...

Und so sieht es in allen Rjasaner Krankenhäusern aus. Und nicht nur in Rjasan!

Die Lösung des «Njanja»-Problems ruft nach sofortiger Abhilfe; hiervon hängt die raschere Genesung von Hunderten von Menschen ab.

In fast jeder Gebietshauptstadt bestehen entweder ein medizinisches Institut oder medizinische Lehranstalten der Mittelstufe. Jedes Jahr unterziehen sich im ganzen Land Tausende von Jungen und Mädchen den Aufnahmeprüfungen, um Medizin zu studieren. Die Romantik des Arztberufes zieht sie an. Und das ist vortrefflich! Doch beschreiten sie diesen Weg oft, ohne je über die Schwierigkeiten nachgedacht zu haben, die ihnen bevorstehen; sie fangen völlig unvorbereitet an. Das ist natürlich: die Schule ist nicht in der Lage, sie allseitig vorzubereiten.

Wie aber, wenn ein junger Mensch, ehe er das Medizinstudium aufnimmt, nach dem Aufnahmeexamen eine Art Schnupperlehre oder «Feuerprobe» durchläufe und ein Jahr als Sanitärer (oder Sanitärerin) zum vorgesehenen Lohnsatz in einem Krankenhaus arbeitete?

Die Medizinstudenten würden ihren künftigen Beruf sozusagen von der Pike auf kennenlernen und sich einer echten Prüfung ihrer moralischen und menschlichen Qualitäten unterziehen. Die Stagiaires — nennen wir sie so — würden lernen, auch die schwerste Arbeit nicht zu fürchten und Kranke zu warten, würden mit eigenen Augen die Psychologie der Kranken erleben und die Menschen besser kennenlernen, denen sie nach Absolvieren des Instituts unter vier Augen begegnen werden.

Nach einem Jahr kann ein Stagiaire mit entsprechendem Charakterzeugnis vom Krankenhaus sich stolz Student nennen! Er kommt bereichert durch eigene Erfahrung ins Auditorium. Oder aber er kann, wenn er eingesehen hat, dass ihm der Arztberuf nicht zusagt, weggehen und braucht nicht einem andern den Hochschulplatz wegzunehmen.

Die Aerzte müssen wie Soldaten im Kampf geboren werden, in der Auseinandersetzung mit menschlichem Leiden. Hierbei wird ihr Wille gestählt und das Bewusstsein ihrer Bestimmung in der Gesellschaft vertieft.

à propos Mensch

Krankenschwester: *Mitmensch*; dessen Inbegriff. Ich weiss auch, dass es bei uns an Krankenschwestern fehlt; haben Sie gewusst, dass es im progressivsten — sozialistischen — System, heute, auch so ist?

An sich wäre der «neue Mensch», der Sowjetmensch, zwar selbstlos. Nun erweist sich anhand dieses Themas, dass er doch nicht so anders ist als der Mensch hierzulande: «Die Jugend mag nicht... in die Krankenhäuser arbeiten gehen»; ältere finden, «man verdient zu wenig» für die Plackerei.

Die gute alte Zeit — das war, als Menschen noch selbstlos dienten. Als sie noch eine Motivation dazu hatten, die in der Sowjetunion inzwischen von staatswegen als «unwissenschaftlich» gilt und die auszurotten der progressivste Staat sich viel Mühe gab und gibt. Nämlich den Glauben. Schwester Dascha — die russische Florence Nightingale — hat im Krimkrieg (1853—1856) *gedient*; es war ein *Liebesdienst*, den sie und ihre Mitschwester den verwundeten Soldaten erwiesen. Liebesdienst ist biblisch motiviert und erfahrungsgemäss sehr wirksam.

Die problematische neue Zeit nun — das ist, wo man Menschen zu *Dienstleistungen* zu organisieren neigt (dort, wo man die Hebel dazu hat). Die Idee, angehende Medizinstudenten ein Jahr als «Sanitarki» absolvieren zu lassen, liegt in der Sowjetunion deshalb besonders nahe, weil 80 % des Aerztebestandes Frauen sind. Und warum? Männer ziehen andere Berufe vor: ein Taxifahrer und schon gar ein (Intourist-)Kellner verdienen in der sozialistischen Gesellschaft gut doppelt so viel wie ein Arzt («Trinkgeld — Beleidigung der Menschenwürde», der bolschewistische Neuer-Mensch-Erziehungslogan, ist längst vergessen: auch merk-würdig). Und brauchen nicht 5—6 Jahre zu studieren. (Wie erfüllt ihr Leben dann ist — das ist eine andere Frage, die zu stellen in der Sowjetschule aus Gründen der System-sicherheit nicht gelehrt wird: sie kann leicht zu Andersdenken führen.)

Ob man den Aerzten, Schwestern und Sanitarki nicht auch einfach ein rechtes Trinkgeld geben müsste? Die Alternativlösung, die bei uns, *soweit angewandt*, bestens klappt — Motivation Liebesdienst —, fällt ja dahin, denn Glauben ist eben auch Andersdenken.

Romantik nicht unbedingt; patriotische Romantik jedenfalls wird gefördert. Ob allerdings die Romantik — das einzig genannte Motiv — ein Jahr Sanitarka-Dienstpflicht überdauern würde, das ist eine andere Frage. Ob die Absolventen des Obligatoriums (das ihre Ausbildung um ein Jahr verlängerte) zur rascheren Genesung der Sowjetpatienten beitragen, ist nochmals eine andere Frage. «Selbstlose, mütterliche Nächstenliebe» und «aussergewöhnliche Geduld» sind nicht zu organisieren.

Also mich überzeugt die Lösung des «progressivsten Staates» nicht.

HTD

